

Das Leben lehren

Beim Hamburger Projekt „Junge Vorbilder“ helfen junge Erwachsene Jugendlichen dabei, in der Schule besser klarzukommen. Aber nicht nur da. Die Mentoren kennen viele der Probleme aus eigener Erfahrung – und springen für sie als ältere Geschwister ein. Damit die Schützlinge einen Halt bekommen.

Von Özlem Topçu

Dienstagabend, 19.30 Uhr in einem Bürogebäude an der Straße Neumühlen in Hamburg. In der Lounge des Plattenlabels Kontor im ersten Stock des Gebäudes liegen Schulhefte, ein Taschenrechner und eine schwarze Federtasche mit der Aufschrift „Ohne dich ist alles doof“ auf einem großen Tisch. Alles sieht nach Arbeit aus. Schulaufgaben. Mathe. „Du setzt für X eine Null ein. Jetzt rechne das mal bitte um“, sagt Saba zu Ayca. Die siebzehnjährige Gymnasiastin kneift die Augen zusammen, auf ihrer Stirn bilden sich Falten. Mathe ist ihr großes Problemfach.

Seit April treffen sich die beiden regelmäßig in der Arbeitsstelle der 27-jährigen kaufmännischen Assistentin. Die gebürtige Iranerin Saba ist Aycas „Mentorin“. Kennengelernt haben sich die beiden durch das Mentorenprogramm „Junge Vorbilder“ des Verbunds für interkulturelle Kommunikation und Bildung (Verikom). Das Projekt, das dieses Jahr im bundesweiten Ideenwettbewerb „Usable“ der Körber-Stiftung den ersten Platz belegt hat, richtet sich an Hamburger Schüler der 9. und 10. Klassen. Besonders in den Stadtteilen Altona und Wilhelmsburg, wo überdurchschnittlich viele Migrantenfamilien leben. Jugendlichen aus Einwandererfamilien soll auf diesem Weg zum Übergang in die Oberstufe und zum Abitur verholfen werden. Zurzeit erwirbt etwa nur jeder zehnte Schüler mit ausländischen Wurzeln die Hochschulreife. „Studien zeigen, dass Einwandererkinder statistisch gesehen besser in der Schule abschneiden, wenn sie ältere Geschwister haben“, sagt Projektleiter Jens Schneider von Verikom. „Anscheinend kann ein älterer Bruder oder eine ältere Schwester eine Lücke ausfüllen, die entsteht, wenn die Eltern Sprachprobleme haben oder das Bildungssystem nicht gut kennen“, sagt er.

Viele Einwanderer können ihre Kinder im Schulalltag nicht unterstützen. Oft, weil sie selbst nicht lange genug zur Schule gegangen sind und ihnen das deutsche Schulsystem fremd geblieben ist. „Und dennoch, oder gerade deshalb, ist den meisten Eltern die Bildung ihrer Kinder sehr wichtig“, sagt Schneider.

An diesem Punkt kommen die Mentoren ins Spiel. Sie sind dann die älteren Geschwister ihrer „Mentees“.

Zurzeit hat Verikom etwa 70 Mentoren, 35 sind aktuell im Einsatz. Die meisten studieren Erziehungswissenschaften und werden direkt in der Hamburger Universität angesprochen. Bevor die Studenten aber einen Mentee übernehmen dürfen, müssen sie ein zweitägiges Seminar absolvieren, das sie auf den Umgang mit den Jugendlichen vorbereitet. Bei regelmäßigen Treffen hilft



Kein Wunder, dass Ayca (r.) so angestrengt schaut. Saba erklärt ihr gerade die Wahrscheinlichkeitsrechnung.

der Mentor bei Schulaufgaben, zeigt Lerntechniken und unterstützt den Schützling bei Problemfächern. Aber nicht nur das. Als erfolgreiche Abiturienten, Studenten oder Auszubildende geben die 19- bis 26-jährigen Mentoren ihre Erfahrungen weiter. Nicht nur aus den jeweiligen Wissensbereichen, vielmehr auch aus dem Leben.

Nun muss man aber kein Einwandererkind sein, um Probleme in der Schule zu haben, allein dazustehen und nicht zu wissen, wie man es packen soll. So geht es Janos aus Altona. Nach den Halbjahreszeugnissen sagte ihm seine Klassenlehrerin, dass er den Abschluss nicht schaffen würde. Er hatte eine Fünf in Deutsch und eine in Englisch und dann noch eine Vier in Mathe. Gern geht der 15-Jährige nicht in die Schule. Alles langweilt ihn, alles scheint immer das gleiche zu sein. „Aber von der eigenen Lehrerin auch noch zu hören, dass ich meinen Haupt nicht schaffen würde, war schon knallhart“, sagt er. „Haupt“ steht für den Hauptschulabschluss. Als ihm der Sozialpädagoge seiner Schule von dem Verikom-Projekt erzählt, meldet er sich an, „obwohl ich auch dazu keine Lust hatte“, wie Janos sagt. Er hatte sich aufgegeben. Wie seine Lehrerin zuvor.

Doch dann, nach etwa drei Wochen, rief Nadim an und fragte Janos, ob er sein Mentee werden möchte.

Beim ersten Treffen waren der 29-jährige Islamwissenschaftstudent und der Hauptschüler „Kaffee trinken und uns einfach nur kennenlernen“, erzählt Nadim. „Ich habe schnell gemerkt, dass Janos eigentlich ein sehr cleverer Typ ist und nur jemanden braucht, der ihn ohne erhobenen Zeigefinger motiviert und ihn unterstützt“, sagt Nadim. Janos habe eine männliche Bezugsperson gebraucht. Seine Eltern sind getrennt, ältere Geschwister hat er nicht. „Janos hat mich ein bisschen an mich selbst

erinnert, wie ich als Jugendlicher war“, sagt Nadim, der neben seinem Studium und dem Mentorenjob noch als Fahrradkurier und bei einem Surfermagazin arbeitet. Als Jugendlicher hat aber auch er nicht zu den Fleißigsten in der Schule gehört, seine Eltern trennten sich, als er Kind war. Seine Mutter zog ihn und seinen jüngeren Bruder allein auf – eine starke Vaterfigur fehlte. „Ich musste mir meine männlichen Vorbilder suchen, so wie Janos“, sagt er. Und er fand sie in seinen beiden Großvätern: der eine, ein alter Marinesoldat, „ein Preuße wie er im Buche steht: ordentlich, pünktlich, diszipliniert“. Der andere, ein Berber aus dem marokkanischen Rif-Gebirge, „ein Mann – ein Wort“.

Die ähnlichen Erfahrungen, diese Gemeinsamkeiten haben geholfen, Vertrauen aufzubauen. Und Zuverlässigkeit. Anfangs trafen sich Nadim und Janos einmal in der Woche. Später, als die Prüfungen näher rückten, auch zweimal oder häufiger. „Janos ist nicht einmal zu spät gekommen und hat immer die Aufgaben erledigt, die ich ihm aufgetragen habe“, sagt Nadim.

Und siehe da: Die Prüfungen hat er gepackt, „seinen Haupt“ hat er in der Tasche. „Als nächstes kommt die Realschule. Danach möchte ich eine Ausbildung zum Zweiradmechaniker machen“, sagt Janos. Er ist stolz. Und sein Mentor auch. Auf ihn.

Auf Gemeinsamkeiten haben auch Saba und Ayca gebaut. Beide kommen aus Einwandererfamilien, beide sind „ältere Schwestern“, und Saba war in Schulfragen ebenso auf sich gestellt wie Ayca es heute ist. „Wir teilen viele Erfahrungen. Ich war als Schülerin genauso schüchtern wie Ayca. Immer im Fokus meiner Mitschüler.“ Doch seit sie ihre Mentorin trifft, ist Ayca offener geworden, selbstbewusster: „Saba kann nicht nur ganz toll Wahrscheinlichkeitsrechnung erklären. Mir gefällt ihre offene, selbstbewusste Art. Ich kann mit ihr reden, wenn ich etwas auf dem Herzen habe“, sagt Ayca. Und wenn man sei-

Foto: Thies Raetzke



Alle Prüfungen bestanden: Janos (r.) mit seinem Mentor Nadim.

nem Herzen Luft machen kann, „dann kann man auch besser lernen“.

Zu Hause geht das leider nicht immer. „Dass wir uns in den Räumen der Firma treffen, war meine Idee“, sagt Saba, deren Eltern aus Iran flüchten mussten, als sie sechs Jahre alt war. „Zu Hause ist der Druck für die Jugendlichen zu groß, wenn die Eltern da sind und um einen herumschwirren“, auch wenn sie mit dem Servieren von Saft und Keksen behilflich sein wollen, „und so aufgeschlossen wie Aycas Eltern“, sagt Saba.

In Sabas Büro haben die beiden jungen Frauen ihre Ruhe und können Rechnen üben, über die Schule sprechen oder auch mal über Jungs und Liebeskummer. Manchmal muss das auch sein. Zuweilen sitzen die beiden einfach auf den großen, gemütlichen Sesseln im Büro und schauen gemeinsam aus dem Fenster Richtung Elbe. Dann stellen sie sich vor, wie es Ayca nach den Ferien ergehen wird, wenn sie in der Oberstufe ist. Oder in etwa drei Jahren, wenn sie Abitur macht.

UMGESCHULT VOM MONTEUR ZUM SAP-EXPERTEN

Sein Meisterstück

Ein Hirntumor lässt den Röntgen-Anlagen-Monteur Kar-Wang Pang erblinden. Mit 29 Jahren steht er vor dem Nichts. Doch er gibt nicht auf. Zwei Jahre lang lernt er das Leben neu und sogar einen neuen Beruf.

Von Diana Zinkler

In einem Konferenzraum der Firma Philips Medizin Systeme sollte eigentlich Kar-Wang Pang warten. Aber er ist nicht da. Stattdessen eine Mitarbeiterin des Berufsförderungswerkes Hamburg, zwei Trainer für SAP-Computersysteme und zwei Mitarbeiter von Philips. Insgesamt fünf Personen, die Kar-Wang Pang lange begleitet haben und stolz darauf sind, was jetzt aus ihm geworden ist. Kar-Wang Pang ist 32 Jahre alt, und nach einer Hirntumor-Operation im Jahr 2004 ist er blind geworden.

Was danach geschah, und was Pang geleistet hat, wirkt wie ein Wunder. Er hat gelernt. Für die Firma Philips, bei der er ausgebildet wurde, ist sein Fall das „Meisterstück der Wiedereingliederung“.

Nun betritt Kar-Wang Pang den Raum. Langsam. Er setzt sich an den Tisch.

Als er 29 Jahre alt war, wurde bei ihm der Hirntumor am Sehnerv entdeckt. Er wurde einmal operiert. Nach der OP konnte er auf dem rechten Auge nichts mehr sehen, links nur noch die Hälfte. Er zeigt mit seinen Händen, wie sein Gesichtsfeld gewesen ist. Vor dem linken Auge etwa zwanzig Zentimeter. Nach der zweiten Operationen waren auch diese zwanzig weg, und es stand fest, dass er seinen früheren Beruf als Monteur von Deckenstativen für Röntgenanlagen nicht mehr würde ausüben können. Nach dem Koma wurde es nicht mehr hell. Er war blind. Doch viele Menschen, wie die fünf in diesem Konferenzraum, halfen ihm bei der Rückkehr in die Firma. Allerdings an einen anderen Arbeitsplatz.

Am Anfang, erzählt er, ging es nur um sogenannte lebenspraktische Fähigkeiten. Hinter einem Wort wie „lebenspraktisch“ verbirgt sich ein ganzer Kosmos von Selbstverständlichkeiten.

Essen, Gabel und Messer benutzen, waschen, wissen, wo man die Nachttischlampe anknipst, kochen. Allein der Weg in die Küche gleicht einem schwarzen Tunnel mit lauter Hindernissen.

Kar-Wang Pang ist vietnamesischer Herkunft, doch nicht das macht ihn zum Exoten beim

deutschen Traditionsunternehmen. Um zu seinem Büro zu gelangen, muss man durch viele Flure, die Sehende schon verwechseln. Kar-Wang Pang geht voraus – er braucht dafür keine gesunden Augen. Er hat inzwischen andere Sinne geschärft und einen Stock, den er von links nach rechts bewegt, sein heutiger Arbeitsplatz ist nicht mehr die Mon-

tagehalle, sondern ein Zweier-Büro mit Computer. Er ist Helpdesk-Mitarbeiter und bedient das Computersystem SAP. Kar-Wang Pang tut das mithilfe einer speziellen Blindentastatur und einer Sprachfunktion. Bei der Arbeit trägt er Kopfhörer, sodass sein Tischnachbar durch die Ansagen nicht gestört wird. Demnächst wird er auch Telefonanrufe von Anwendern von Philips-Geräten in der ganzen Welt annehmen und ihre Probleme, Fragen und Anregungen in das SAP-System eingeben und, falls möglich, ihnen auch technische Unterstützung bieten.

„Aber dazu muss die Telefonanlage erst einmal mit dem Computer zusammengeschlossen werden, sodass ich telefonieren und die Sprachansagen des PCs über einen Kopfhörer hören kann“, sagt Kar-Wang Pang. Doch das sei nur ein vergleichbar kleines technisches Problem, das für seinen Arbeitsplatz jetzt noch zu lösen sei. In Zusammenarbeit mit den Berufsförderungswerken Düren und Hamburg hat Philips seinen Arbeitsplatz umgestellt. Der für Schwerbehinderte zuständige Philips-Mitarbeiter hat sogar die Ausstellung „Dialog im Dunkeln“ besucht, um sich auf die Belange von Kar-Wang Pang einzustellen.

Das BFW Düren ist ein Lernzentrum für Sehbehinderte und berät Firmen bei der Arbeitsplatzgestaltung. Das SAP-System hat Kar-Wang Pang beim BFW in Hamburg in nur einem Monat gelernt. Täglich drei Stunden Einzelunterricht. „Am Anfang war es noch sehr mühsam“, erinnert sich Herr Pang, „aber dann wurde ich immer schneller.“ Er stellte sich den Bildschirm vor seinem inneren Auge vor und wie sich durch jeden Klick die Oberfläche veränderte. „Am Schluss war es wie ein Spiel.“ Auch Pangs Trainer waren von seinen Leistungen beeindruckt. Er habe viele Fragen gestellt und sei sehr lernbegierig gewesen. „Es war meine Chance für einen Neuanfang“, sagt Pang. Auch für die Trainer war die Arbeit mit einem Blinden Neuland: „Er hat uns gezeigt, wie wir vorgehen sollen. Es ging dann wohl auch so schnell, weil er vielleicht weniger abgelenkt lernt als Sehende“, meint sein früherer Trainer Bernd Schmikale. Der schaut jetzt auch noch immer mal wieder bei ihm im Büro vorbei. Für die Wiedereingliederung ins Berufsleben, die in Pangs Fall von der ersten Schulung bis zum ersten Arbeitstag im Januar 2008 fast zwei Jahre gedauert hat, ist die Deutsche Rentenversicherung aufgekommen, und das Integrationsamt der Stadt Hamburg hat die Ausstattung am Arbeitsplatz mitfinanziert. Kar-Wang Pang wohnt noch bei seinen Eltern. „Das ist aber eher wie eine WG“, sagt er. Jeden Tag fährt er mit dem Bus und der S-Bahn von Lurup nach Fuhlsbüttel. Er macht dabei einen Umweg über den Hauptbahnhof. Anders ginge es noch nicht, er müsste zu viel umsteigen.



Kar-Wang Pang bei der Arbeit.

Foto: Johannes Arlt